



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Moderne Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

arbeitet vererbt ist. Eine Zeitperiode vermachst der andern eben ihre Aktiva und Passiva.

Doch das Ziel meiner Betrachtungen lag nicht auf diesem praktischen Gebiete. Es galt nur, etwas zusammenhängenderes Verständnis zu finden für jenes Doppelgebiet, das unserm eignen Leben so nahe liegt und unter der leichten Hülle, die sich für unser Auge darüber legt, uns doch so fremd werden kann, oder das auch zu wenig verstanden wird, weil man es viel zu gut zu verstehen und zu kennen glaubt.



Moderne Novellen



en Bericht über eine Reihe von Erzählungen meist der modernsten Richtung und in Novellenform beginnen wir mit einem Bändchen von Cäsar Flaischlen: Professor Hardtmut, Charakterstudie, und Flügel müde, ein Abschnitt aus dem Leben eines jeden (Berlin, Fontane u. Comp.). Die zweite Novelle stand zuerst im Pan von 1895, mit dem wir sie seinerzeit besprochen haben, die erste in einem 1894 erschienenen Sammelbände. Der nochmalige Abdruck spricht nicht gerade für große Ergiebigkeit des Verfassers. „Professor Hardtmut“ ist übrigens eine harmlose Studie aus dem Leben eines alten Stuttgarter Schulmannes mit etwas Naturpoesie, deren Genuß man sich freilich erkaufen muß durch die bekannten abgerissenen Sätze und eine bisweilen unmögliche Grammatik, z. B. „weit ins Auge fallender war eine Büste Bismarcks“ und dergleichen, was sicherlich das Original des „Professors Hardtmut“ nicht hätte die Zensur passieren lassen. — Unter dem Titel Die gehezten Seelen hat Kurt Martens sieben „Novelletten“ zusammengestellt, die ebenfalls zum Teil im Pan zuerst erschienen (derselbe Verlag), und die sich mit dem Eheleben beschäftigen oder, besser ausgedrückt, mit dessen Rehrseite, dem Ehebruch und den vorhergehenden Erscheinungen. Liebhabern des Gegenstandes sind sie zu empfehlen, denn sie sind sehr lustern und konzentrieren in ihrer Kürze die Aufmerksamkeit des Lesers auf den Hauptpunkt. Wir haben für die Gattung keine eigne Abteilung, und als Litteraturwerke kommen sie nicht in Betracht, etwas durchaus neues sind sie ebenso wenig, Feinschmecker finden dergleichen schon in Kellstabs Roman „1812.“ Zu bemerken wäre höchstens noch, daß bei Martens die letzte Nummer: „Die Affenschande“ wirklich in einem Affenkäfig des Zoologischen Gartens spielt. Ein Stück übrigens: „Beruf“ behandelt etwas soziales, mit

einem Volkschriftsteller und einer barmherzigen Schwester als Figuren, es ist anständig, aber sonst am wenigsten gelungen; der Verfasser ist hier offenbar aus seiner Rolle gefallen. Vor dem Bande steht die Widmung: „Meinen verschiedenen Stimmungen dankbar zugeeignet.“ Ist das mehr als literarische Pose, so wird schwerlich jemand den Inhaber der Stimmungen beneiden.

Als „sozialen Roman“ bezeichnet sich geradezu Im Abgrund von Constantin Liebich, aus Feuilletonartikeln umgearbeitet (Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt). Ein junger Geschäftsmann kommt ins Unglück, wird Sozialdemokrat, findet aber zuletzt den Weg zurück. Das Buch ist vorzugsweise für Volksbibliotheken bestimmt und ernst und gut gemeint. Für unsern Geschmack ist es zu wenig Kunstwerk, d. h. auch das Häßliche, mit dem sich ja der Verfasser hauptsächlich abgeben muß, ist zu wenig geläutert, verarbeitet, zu sehr als Rohstoff hingeworfen und vielleicht doch auch für die Leser, an die er gedacht hat, nicht in seinem Sinne geeignet. Wir haben in einer großen Zeitung, die wir persönlich schätzen, eine begeisterte Lobpreisung des Buches gelesen, die uns von wenig Einsicht zu zeugen schien. Solche „Besserungsbücher,“ wie wir sie einmal nennen wollen, werden nach unsern Erfahrungen den Widerwilligen durch die stark aufgetragene Tendenz verstimmen, den Gleichgiltigen aber und den Halbgeneigten nicht genügend anziehen. Sie müssen mit viel größerer Kunst geschrieben sein. Ein Volksbuch zu schreiben ist doch nicht etwa leichter, als ein Buch für feine Leute! — Für diese ist ein zierlich ausgestattetes Bändchen mit Abbildungen bestimmt: Der Weltuntergang, eine Phantasie aus dem Jahre 1900 von Vincenz Chiavacci (Stuttgart, Bonz u. Comp.). Eine Humoreske darf man es wohl nennen, worin verschiedene bedrohliche Merkmale des Naturlebens in einer Weise, die die Spannung steigern soll, ganz zuletzt als Träume eines zur Genesung erwachenden Fieberkranken gezeichnet werden. Die befreiende Lösung schließt mit einer Vermahnung zum Optimismus. Das Buch ist fein geschrieben, aber wir fürchten, mancher Leser wird es etwas enttäuscht aus der Hand legen, weil es „ohne Obst“ ist, wie einmal ein Engländer in einem ähnlichen Falle sagte, als er vergebens nach dem richtigen deutschen Ausdruck suchte.

Wie der Roman von Constantin Liebich geschrieben zu sein scheint für Leute aus dem Volke, die eigentlich nicht zu lesen pflegen, so ist ein anderer für feinere Leser geeignet, die über das Gelesene und seine Möglichkeit nicht weiter nachzudenken pflegen, wenn es sie nur äußerlich unterhält und innerlich ein wenig gruseln macht, er hat etwa soviel geschichtliche Wahrheit wie die grausamen Balladen, die wir als Kinder auf den Jahrmärkten in stiller Wonne singen hörten, und die Zeichnung und die Farben der Heiligenbilder in Buntdruck, die wir wohl noch in einzelnen Ladenfenstern einer katholischen Stadt sehen, die aber durchaus nur für die Bewohner der entlegnen Dörfer bestimmt sind. Wir hätten nicht gedacht, daß es das noch gäbe in der Litteratur, in feiner

Ausstattung, in der Haltung einer weltförmigen Erzählung: Mamon, Roman in drei Büchern von Sophie Barazetti (Köln, Albert Ahn). Der Roman beginnt 1760 in Granada, bald darauf werden an Königs Geburtstag zwanzig Juden verbrannt, ein Geschlechtsfluch treibt den Denunzianten des einen und seine Nachkommenschaft unter mancherlei Schicksalen über Bremen, Lübeck — auch Heidelberg mit dem Schloßhotel, Studentenkommerzien usw. kommt darin vor — nach Berlin, und den letzten seines Stammes in ein kleines thüringisches Städtchen, wo er nach unendlich vielen Werken mildthätiger Liebe selig verstirbt. Seine Vorfahren sind, als sie vor hundert Jahren dem Lande der Inquisition den Rücken gewandt hatten, lutherisch geworden, er, ein junger Doktor der Nationalökonomie und vor kurzem noch Heidelberger Korpsbursch, hat eine katholische barmherzige Schwester geliebt, ohne sie doch des verschiedenen Glaubens wegen heiraten zu können, und nachdem sie an seinem Krankenlager, zu dem sie herbeieilte, gestorben ist, vermacht er sein Vermögen, das „Blutgeld“ des Ahnherrn für die Denunziation des verbrannten Juden, an wohlthätige Stiftungen. Alle Einzelheiten, spanische sowohl wie Berliner, sind unsäglich phantastisch, es klappt alles, auch das scheinbar Unmöglichste. Aladdin's Wunderlampe oder Fausts Zaubermantel sind gar nichts dagegen. Es ist rührend und unterhaltend, aber der Leser wird sich wohl schon selbst gesagt haben, daß irgend eine Art von Kritik dabei nur stören könnte.

Wir wollen uns lieber zur Abwechslung in die allereinfachste, man darf sogar sagen kraffteste Wirklichkeit begeben, zu einem Roman von Nikolaus Krauß, Lene (Berlin, Fontane u. Comp.). Der Schauplatz des Romans ist die böhmisch-bairische Grenze, das Egerland. Lene ist eine arme Waise, die im Hause ihrer Tante, einer Schullehrersfrau, aufwächst und dann unter großen Entbehrungen als Dienstmagd von einem Bauernhof auf den andern kommt, schwere Arbeiten zu leisten und alle erdenklichen Widerwärtigkeiten und Noheiten zu ertragen hat, bis sie ganz zuletzt, nachdem sie einer wirklichen Liebe, weil sie einem Bauernburschen zu arm war, entsagen mußte, aus Verzunft einen verwitweten Förster heiratet. „Ihrer Zukunft schritt sie entgegen. Sie wußte nicht, was diese ihr bringen würde. Aber ihr Herz war voll beseligender Gewißheit. Wie das Egerland hinter ihr lag, diese ährenstrogende Scholle, so schienen ihr auch die Fesseln der dienenden Sklavin abgefallen. Für keinen Fremden brauchte sie mehr ihre Kraft, ihren Mut, ihre Frische einzusetzen. Empor!“ Das ist der Schluß, jäh und dunkel, ohne Gewißheit. Vorher liegt in breitester Schilderung das arbeitsame Leben in seinem eiförmigen Verlauf mit allen Einzelheiten: Pflügen, Säen, Pflanzen, Ernten, Viehfüttern, mit Mühen und Ertragen und Sorgen. Die Unterhaltung wird im Dialekt geführt und hält uns immer an allen diesen äußerlichen Dingen fest, das Kostüm ist echt, die Erzählung verfolgt bis ins kleinste das Bild dieser rauhen, freundlosen Wirklichkeit. Es ist nichts übertrieben, aber auch

nichts anmutend oder auch nur anziehend, genau wie die bekannten Bilder der modernen Armeleutmalerei. Wer diese Kunst liebt, dem wird auch diese Litteratur zusagen. Es ist, um es mit einem Worte zu sagen, die Frage eines Prinzips. Zu tadeln ist an dem Roman nichts für den, der sich mit seinen Voraussetzungen einverstanden erklärt hat.

Ebenso realistisch wie dieser, nur nach dem Kreise des Lebens, in dem er sich bewegt, sein gerades Widerspiel ist ein Roman von Georg Freiherrn von Dmpteda, *Maria da Caza* (derselbe Verlag). Er führt uns in das Gesellschaftsleben der vornehmen Leute. Die Fabel ist ungemein einfach. Maria ist die schöne, stolze, nicht sehr tiefe Frau eines fast unglaublich reichen Rennstallbesitzers in Berlin, eines „Renntfels“ ohne gesellschaftliche Vergangenheit, der aus seinem Stall vornehmen Kavallerieoffizieren Rennen „gibt,“ dadurch das einzige, wofür er Sinn hat, höhern Umgang, erreicht und noch höhern erstrebt, der die Herrin seines Hauses tadellos behandelt, sich aber innerlich ebenso wenig um sie kümmert, wie sie um ihn. Sie entschädigt sich für diesen Mangel in dem großen Glanze eines verschwenderischen Lebens und in dem stolzen Bewußtsein, die Schönste zu sein. Sie verliebt sich in einen Gesandtschaftsattaché, verläßt im Einverständnis mit diesem das Haus ihres Mannes und reist nach München. Der junge Graf kann ihr zunächst nicht folgen und fängt, während sie sehnsüchtig auf Briefe von ihm wartet, einen neuen Flirt an, wird dann von Herrn da Caza gefordert und fällt im Grunewald. Maria ist namenlos unglücklich und empfängt die Todesnachricht mit den Worten, mit denen der Roman schließt: „Aber vielleicht wäre ich noch unglücklicher geworden, als ich jetzt bin.“ Daß ihr diese Einsicht, die jeder urteilsfähige Leser von vornherein gehabt haben wird, erst so spät kommt, daran hängt die Möglichkeit des ganzen Romans. Ihn bis zu dieser sehr schnell hereinbrechenden Katastrophe zu solchem Umfange anwachsen zu lassen und den engen Rahmen mit so viel Thatfachen auszufüllen, war nur möglich dadurch, daß die ausführliche Erzählung des ganz äußerlichen Gesellschaftstreibens zur Hauptsache in dem Buche wurde. Die Rennen in Karlshorst mit allem technischen Zubehör, die Diners und die lebenden Bilder in der Villa der Tiergartenstraße, ein Duell im Grunewald mit allen Vorbereitungen, in seinem ganzen Verlauf einschließlich eines wörtlich mitgeteilten Protokolls, wer das alles nicht kennt oder nur von Hörensagen kennen gelernt hat, der findet es hier mustergiltig beschrieben. Der Verfasser als ehemaliger Kavallerieoffizier ist mit diesen Dingen vertraut, unsre ältern Romanschreiber waren es nicht, weil sie das Leben der betreffenden Kreise doch nur von fern angesehen hatten, darum waren ihre Schilderungen, wenn sie sich auf dieses Gebiet wagten, romanhaft und farblos. Sie standen darin z. B. den Franzosen nach, die schon eher mit einem Pferd oder einer Pistole umzugehen wußten. Herrn Dmpteda sind die Grafen und Barone alltägliche Erscheinungen, bürgerliche Personen

kommen kaum vor, sogar ein wirkliches Herzogspaar geht über die Bühne. Alles ist echt, treu, nur zu treu. Das äußere Genußleben dieser bevorzugten Menschen erregt in den zunächst darunter sich anschließenden nicht nur Neid, wie etwa in den ganz unten stehenden, sondern auch die Aufmerksamkeit eines unbeteiligten, mehr ästhetischen Interessens. Realistischer als hier können sie nicht vorgeführt bekommen, und wenn dieses ganze Treiben auch unsäglich oberflächlich ist: anziehender als der Realismus der „Lene“ von Krauß ist dieser Realismus der höchsten Schicht für die meisten Leser immerhin, weil sie sich schließlich den vornehmen Leuten von Berlin doch noch verwandter fühlen als den rohen Bauern des Egerlandes. Also in dieser ausführlichen Abschilderung eines äußerlichen „Milieu“ liegt das Charakteristische des Romans. Es ist etwas neues in seiner Art. Nun ist aber der Verfasser übrigens nicht nur ein Schilderer von Außerlichkeiten, er hat z. B. früher in seinem „Sylvester von Geyer“ ein sehr anziehendes und bewegendes Lebensbild eines frühverstorbenen jungen sächsischen Offiziers gegeben, das große Anerkennung gefunden hat, und er würde wahrscheinlich nicht damit einverstanden sein, wenn sich der Leser nicht bemühte, in „Maria da Caza“ noch etwas weiteres zu suchen als Beschreibung von Rennen, Gesellschaften und Duellen. Wir müssen also dem innern Leben seiner Menschen einige Beobachtungen widmen. Die meisten sind zwar nur Statisten ohne den Inhalt einer Rolle. Das wird also, da der Verfasser hierin Kenner ist, den Verhältnissen entsprechen. Daß z. B. von Lektüre oder Litteratur nie die Rede ist und von Kunst nur, soweit man „zu Schulte“ geht, daß Musik nur als Begleitung zu lebenden Bildern in Frage kommt, daß man Opern „sieht,“ die man früher zu „hören“ pflegte, wenn man sich nicht ungebildet ausdrücken wollte, das alles wird in dem „Milieu“ liegen, worüber der Verfasser nicht hinausgehen durfte. Besonders schwer ist es, in diesem Milieu „Geist,“ wovon doch oft gesprochen werden muß, auch zu zeigen in seiner Wirkung, sodaß wir überzeugt werden. Die ältern Romanschreiber griffen wohl, wenn sie die Blume davon geben wollten, zu einem selten verlegenden Mittel und flochten etwa ein treffendes Goethisches Zitat ein, auch wohl einen ganzen Vers, sodaß jedermann einen Eindruck hatte oder doch seiner Bildung zu Ehren zu haben schien. In diesen Kreisen würde das Mittel nicht verstanden werden; man ist da mit sehr wenigem zufrieden. Maria da Caza sieht z. B. bei Schulte das Bild eines jungen Mannes, der in ihrem Hause verkehrt, eine Landschaft mit der Unterschrift „Müde“ und sucht, um sich das verständlich zu machen, vergebens nach einer ruhenden, ermüdeten Figur darin, bis ihr der Attaché auseinandersetzt, die Müdigkeit liege in der Landschaft selbst, und es sei gerade das Feine, daß diese gar keine Staffage habe. Maria findet das, was jeder Berliner Kommerzienratstochter selbstverständlich vorkommen würde, geistvoll und ein Zeichen von der Gemütsbildung ihres Verehrers, der Verfasser läßt sie noch zweimal auf dieses Er-

eignis und den „tiefen Sinn“ (S. 103) dieser Erklärung zurückkommen. Wir haben alles Vertrauen zu der Treue der Schilderung, aber wenn das Niveau einmal so ist und nicht anders, so, meinen wir, müßte ein Verfasser entweder Ausdrücke, die andres bedeuten, überhaupt vermeiden oder doch zeigen, daß er für seine Person diesen Sprachgebrauch nicht mitmacht. Denn wenn ein Kreis von Menschen hauptsächlich an Pferde, feinem Klatsch und „Pouffiren“ denkt, sich darin nicht nur ganz befriedigt fühlt, sondern auch Geist zu entfalten meint, so geht die Anerkennung dieses Geistes „unter Kameraden“ zwar keinen andern etwas an, darüber hinaus aber, wo andre Vorstellungen herrschen, sie durchzusetzen, einem Leserkreis als Schriftsteller sie plausibel zu machen, diese Illusion ist unmöglich, und wenn der Schriftsteller Engelzungen hätte. Maria da Caza hat einen sehr ehrenwerten Berater, einen äußerlich bescheidenen, vornehm gesinnten Grafen, der zugleich der Jugendfreund ihres Geliebten ist; er und seine Frau sind die einzigen menschlich angenehmen Glieder des Kreises, bei ihnen allein wird auch hinter der Tapete einmal ein Kind hörbar, übrigens kann man in diesen Räumen begreiflicherweise keine Kinder brauchen. Nun scheint es uns fast unglaublich, daß Graf Selbotten der Maria geraten haben sollte, sich die ersten Tage in München in den Bildersammlungen zu zerstreuen, denn die Ruhe Berchtesgadens, jetzt, wo der große Fremdenverkehr noch nicht stattfindet, könne gerade für ihre verwundete Seele gefährlich werden. Hätte er das wirkliche Leben gekannt, so würde ihn dieses gelehrt haben, daß Bildersehen etwas ganz unnützes und gleichgiltiges ist für den Menschen in dem Augenblick, wo sich dieser, eben wie Maria, selbst sein Leben zertrümmert hat. Aber noch mehr! Herr da Caza wird als ein durchaus korrekter Mann geschildert, er und seine Gattin haben sich einander nichts vorzuwerfen, und seine Rennstallpassionen sind am Ende nichts schlechteres als ihre Eitelkeiten; jeder will dadurch etwas erreichen, er vornehmen Umgang, sie Anbeter. Sie hat darum auch vor der Welt keinen Grund, sich von ihm zu trennen, und Graf Selbotten, dem das Doppelspiel äußerlich anstößig ist, empfiehlt ihr, den Mann zu verlassen, damit ein Fall geschaffen werde, der schließlich zur Scheidung führen könne. Aber wie kann nun, als das alles ins Werk gesetzt wird, und die Hauptperson, der Attaché, nicht sicher scheint, Graf Selbotten der darüber allein unglücklichen Frau vorreden: „Aber Sie trifft doch keine Schuld, gnädige Frau,“ und als sie in einem ganz richtigen Gefühl antwortet: „Im Gegenteil, ich muß alle Schuld übernehmen, sonst könnten wir ja nicht geschieden werden,“ ihr erwidern: „Ach was, Sie dürfen sich keine Gedanken darüber machen. Wer Sie kennt, der weiß ganz genau, wie die Sache liegt, und wer Sie nicht kennt, der mag doch reden, was er will.“ Wo bleibt da nicht etwa die Moral, die ja hier nichts mehr zu suchen hat, sondern die Logik? Und nun kommen wir noch auf das psychologische Problem, wenn es überhaupt eins ist. Was zieht Maria zu dem Attaché? Er benimmt sich

ziemlich unartig gegen sie, bis zuletzt eigentümlich, weicht ihr aus, wo sie ihn um sich sehen möchte, und entschuldigt sich dann mit Redensarten, die sie sich feltamerweise zur Beruhigung dienen läßt. Ein oder zweimal ganz zuletzt wird er von einer Gefühlsaufwallung übermannt, übrigens entwischt er ihr immer wieder und treibt seinen Flirt weiter, den sie mit der Angst einer Braut verfolgt, die im Begriff ist, verlassen zu werden. Und wie kann dieser Attaché allen Frauen die Köpfe verdrehen? Er ist nicht hübsch und nicht groß, nicht gutmütig und auch nicht ernst, nur äußerst gewandt in Bewegungen und mit der Zunge, ein Mann, der sich immer zerstreuen und amüsieren will, der einen ganzen Kreis von Damen um sich versammelt und ihn mit Blech unterhält, kurz ein Schwerenöter, nur in den feinsten Formen des Typus. An den wirft sich die Frau, die die schönste von allen sein will, weg, giebt alles auf, was ihr den Halt in der Welt giebt, und er folgt ihr nicht, sondern „pouffirt“ weiter. Und der, der ihr das angeraten hat, wird als kluger Mann hingestellt, und erscheint uns wenigstens übrigens als der ernsthafteste in diesem ganzen Kreise. Nach dem allen meinen wir doch, so realistisch und treu das äußere Kostüm dieses Romans ist, und so sehr er sich als ein Stück Naturgeschichte unsrer höchsten Gesellschaftsschicht darstellt: das eigentliche Handeln dieser Menschen, wo es tiefer wird und auf dem Denken und Fühlen beruht, ist doch nicht überzeugend, da ist so vieles, was nicht hineinpaßt, und in der Illusion des Ganzen ist trotz der weitergetriebnen Einzelzeichnung doch eher ein Rückschritt z. B. gegen Hadländer in seinen guten Zeiten, an den wir, was die Gattung betrifft, erinnern möchten. Daß der Verfasser die Fähigkeit hat, die Schilderung zu vertiefen, zeigt sein „Sylvester von Geyer.“

Wir erwähnen noch einige „Zweimarkbücher“ aus demselben Verlage, zunächst Michael von Munkacsys Erinnerungen aus der Kindheit (autorisierte Übersetzung aus dem Französischen eines Schriftstellers (so!), dem der Künstler erzählt hat). Die Erzählung ist nicht nur außerordentlich fesselnd, soweit sie die Schicksale eines früh verwaiseten Kindes aus einer wohlhabenden, aber durch den Revolutionskrieg vernichteten Familie betrifft, sondern auch für die Landschaft und die Rasse von Wert. Man möchte kaum glauben, daß unter uns ein Zehnjähriger, der nach einer gewissen Verwöhnung plötzlich tief hinabgestoßen wird, sich ganz aus eigener Kraft emporarbeiten könnte. Der tiefere Kulturstand scheint den Körper widerstandsfähiger und die Seele weniger empfindlich zu erhalten. Oder ist es bei dem kleinen Michael nur der Erfolg eines Einzelnen? Von seinem Talent ist noch nicht viel die Rede, sondern von Tischlerarbeit und einem menschlichen Dasein, niedrig und hart, wie es keiner der geringsten Arbeiter bei uns mehr hat. Es ist schade, daß wir die überstiegne Vorrede mit genießen müssen, sie ist stellenweise so sinnlos gesucht, daß der Übersetzer sie nicht immer übersetzen konnte und einmal dafür den französischen Text giebt. Ganz begreiflich, denn, wie oft gesagt worden ist,

merkt man ja am sichersten beim Übersetzen, ob eine Sache Sinn oder Unsinn ist. Der Übersetzer hätte getrost noch etwas weiter gehen und etwas deutscher sein können. Wir brauchen wirklich den Franzosen nicht immer im einzelnen über ihre Sprache noch Komplimente zu machen, wo der Sinn aufhört. Die alberne Phrase, die unübersetzbare, wo die weißen Haare des Künstlers Fahren genannt werden, die vom ersten Tage seines Lebenskampfes an auf seinem Kopfe aufgepflanzt worden seien, ist nicht einmal „aus dem Geiste der französischen Sprache heraus schön gedacht und geschrieben,“ weil sie in jeder Sprache Blödsinn bedeutet. — R. von Seydlig, *In Licht und Sonne* enthält fünf ganz kurze Erzählungen, von denen sich jede in einem andern Lande zuträgt. Die beste ist die erste, insofern man über sie wenigstens lachen kann; sie ist eine Schnurre, die aber sachlich ganz unmöglich ist. Der Chef der zweitgrößten aller rheinischen Eisenfirmen, der persönlich den ganzen Apparat seines Königreiches leitet, von seiner Seele aus, wie mit dem elektrischen Strom, der aber dennoch eine Depesche aus Porto Felice, die ihm eine Schienenlieferung anbietet, als Einladung einer Primadonna, ihn zu besuchen, auffaßt, der dann vierzehn Tage lang in einem großen italienischen Badehotel sich so ausgesucht einfältig benimmt, daß ihn schließlich seine strenge Ehehälfte persönlich als begoffenen Pudel reumütig nach Hause transportiren muß — das giebt's nicht, außer etwa in den Fliegenden Blättern. Also es ist eine sehr komische Geschichte. Bei der zweiten und dritten: „Die Braut des Empe-dokles“ und „Kujundschik“ ist das Komische schon sehr an den Haaren herbeigezogen. „Blind“ und die „Letzte Nelke“ sind sentimental mit sehr dickem Farbenauftrag. Wir geben zu, daß sich ein Novellist auf weiten Reisen Stoffe sammeln kann. Es wird aber bei aller Ausdehnung des Schauplatzes immer hinterher ein wenig mit darauf ankommen, wer es ist, der die Reise gemacht hat.

Wilhelm Frag ist als norwegischer Erzähler längst bekannt. Der lustige Leutnant ist ein sehr geistreiches und ernstes, in seinem Schluß sogar trauriges Buch. Wir können uns das Vergnügen einer kurzen Skizze nicht versagen. Der erste Abschnitt führt den norwegischen Leutnant nach Paris auf Urlaub und zu einem kleinen, zu weiter nichts verpflichtenden Verhältnis, wie es auch die Landsleute von Ibsen, Björnson usw. gern haben. Er wird dabei von einem französischen Kameraden, der mit vollendeter Kunst geschildert ist, beiseite geschoben. Der mittlere Abschnitt ist voll von Poesie, gesunder Natur und reinem Sonnenschein: die erste Zeit der Ehe mit einem norwegischen Mädchen auf einem Landgut, das dem vom Dienste zurückgezogenen zugefallen ist. Aber nun, nach soviel Glück, wird sie ihm untreu. Ist es die Strafe für sein früheres Leben oder dafür, daß er eigentlich sie nicht heiraten wollte? So etwas fühlt der Leser, als der dritte Abschnitt beginnt; dieser schließt ohne Versöhnung und hat kräftige, ergreifende Striche, nordische Zeichnung, wie wir

sie kennen. Alles kommt darin vor, Naturgefühl und etwas Natursymbolik, ein Psalmvers, etwas Gespensterwesen und zuletzt Tod des „lustigen Leutnants.“ Wie aber diese Frau diesem Manne untreu werden konnte, das uns zu erklären hat der Verfasser bei seiner skizzenhaften Behandlung vermeiden können. Es wäre wohl auch schwer gewesen. Das Interesse wird übrigens sehr gesteigert durch die Form der Erzählung in erster Person bis zum letzten Worte.

Wir schließen noch die Empfehlung eines Bändchens Novellen an, die Dr. Karl Rüdler aus dem Dänischen, Isländischen, Norwegischen und Schwedischen übersetzt und unter dem Titel: Von nordischen Gestaden (Leipzig, G. Fock) herausgegeben hat. Es sind sieben kurze und eine längere Erzählung, sämtlich sehr ansprechend, stimmungsvoll, bezeichnend für die Landschaft und menschlich wohlthuend. Sogar ein kleiner Björnson trotz einem Selbstmorde und der sehr düstern Stimmung berührt uns nicht unlieb, das Gift muß also mit sehr großer Kunst eingewickelt sein. Die am meisten ausgeführte Erzählung, eine dänische: „Knud und Ingeborg“ von H. F. Ewald, ist eine der ernstesten und tiefsten, an denen die Literatur des tüchtigen kleinen Volkes so reich ist.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der internationale Kongreß für Arbeiterschutz in Zürich. Sechs Tage lang hat im August ein internationaler Kongreß für Arbeiterschutz in Zürich etlichen Hunderten dazu entsandter Vertreter von Arbeitervereinigungen mancherlei Art und sogenannter Gäste aus aller Herren Ländern Gelegenheit gegeben, eine Reihe interessanter Reden zu halten und zu hören. Die Veranstalter der Sache scheinen ja auch ganz stolz auf diese Reden und Beschlüsse zu sein, und von ihrem Standpunkt aus wohl nicht ohne Grund. Ein agitatorischer Erfolg ist zweifellos erzielt worden, wenn auch nicht so sehr für den Arbeiterschutz, so doch sicher für die Sozialdemokratie und vielleicht auch für den päpstlich=jesuitischen Sozialismus, der in Zürich zum erstenmal mit den andern in der Parade stand. Wenn man die Reden und die Beschlüsse nach den bisher vorliegenden Zeitungsberichten liest und den Inhalt mit dem, was seit Jahren über den Arbeiterschutz gesprochen und geschrieben worden ist, vergleicht, so kann man bei nüchterner Prüfung auch nicht das geringste Neue finden, das fördernd und klärend für die praktische Durchführung und den weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung beigebracht worden wäre, am allerwenigsten etwas, was die Wege wies, wie die der internationalen Regelung der Sache entgegenstehenden Schwierigkeiten verringert oder beseitigt werden könnten. Wenn sich ein schweizerischer Staatsmann wie der Vizepräsident des Kongresses, Nationalrat Decurtius, gemüßigt sah, auf die völlige Erfolglosigkeit der vom